

»Remy ist doch Polizist, nicht wahr?« Vater Gallagher wusste, dass Sarias ältester Bruder vor Jahren zur Polizei gegangen war. Er verstand ihr Zögern nicht, doch ihm schwante Böses. Seine Frage blieb unbeantwortet. Vater Gallagher seufzte. »Gib mir den Brief.«

»Ich brauche Ihr Wort als Mann Gottes, Vater.«

Der Priester runzelte die Stirn. Das Mädchen neigte auch nicht zum Übertreiben. Diese seltsame Unterhaltung war völlig untypisch für jemanden mit einem so sonnigen Naturell. Saria war nicht besonders furchtsam. Und sie hatte fünf sehr große Brüder, die wahrscheinlich jedem, der ihr zu nahetrat, bei lebendigem Leib die Haut abgezogen hätten. Aus den einstmals raubeinigen, kräftigen Halbstarren waren großartige Männer geworden. Vater Gallagher konnte sich nicht erklären, warum Saria sich nicht an Remy wandte, der seit dem Tod des Vaters vor ein paar Jahren das Familienoberhaupt war.

»Muss ich mir Sorgen um dich machen, Saria?«, fragte er noch leiser und presste das Ohr ans Gitter. Bei jedem anderen hätte er die Situation für absurd und lächerlich erklärt, doch Saria musste er ernst nehmen.

»Draußen im Bayou geht etwas Schlimmes vor, Vater, aber die Polizei kann ich nicht rufen. Wir brauchen jemand anders. Wenn Sie diesen Brief hier herausschmuggeln können, ohne dass einer davon erfährt, kann dieser Jemand sicher etwas unternehmen. Bitte, Vater Gallagher, tun Sie mir den Gefallen.«

»Ich verspreche, dass ich niemandem davon erzähle, *es sei denn*«, betonte der Pfarrer, »ich halte es für nötig, um dein Leben zu retten.«

Wieder blieb es eine Weile still. Dann raschelte Papier. »Das ist eine faire Abmachung. Bitte seien Sie vorsichtig, Vater«, flüsterte Saria und schob einen flachen Umschlag durch die Gitteröffnung. »Niemand darf Sie damit sehen. Weder in der Gemeinde noch in der Stadt. Sie müssen ihn weit wegbringen, ehe Sie ihn in die Post geben.«

Als Vater Gallagher den Brief entgegennahm, stellte er fest, dass der Umschlag versiegelt war. »Bete drei ›Gegrüßet seist du, Maria‹ und das Vaterunser«, trug er Saria leise auf, um sie daran zu erinnern, dass sie weiterhin so tun musste, als ob sie gebeichtet hätte, selbst wenn sie gar keine Sünden zu bekennen hatte. Dann wartete er, doch Saria sagte nichts mehr, also segnete er sie und steckte den Umschlag in seine Robe.

Saria bekreuzigte sich und verließ den Beichtstuhl, ging in die erste Reihe und kniete sich vor den Altar. Auch einige andere Mitglieder der Gemeinde hielten sich in der Kirche auf, und sie schaute sich verstohlen um, um zu sehen, ob jemand davon ihr gefolgt sein könnte. Aber niemand kam ihr verdächtig vor, auch wenn das nichts heißen wollte. Die meisten Menschen, die sie kannte, gingen zur Kirche und konnten ihren Besuch ähnlich begründen wie sie.

Ganz in der Nähe steckten die Lanoux-Zwillinge gerade Kerzen an. Dion und Robert hatten kürzlich ihre Großmutter verloren, was ihre Anwesenheit hinreichend erklärte. Beide hatten einen untersetzten, kräftigen Körperbau und dichte, schwarze Locken. Die

attraktiven Männer galten in der Gemeinde als Frauenhelden, doch Saria hatte die Erfahrung gemacht, dass sich hinter den forschen Draufgängern echte Gentlemen verbargen, und sie mochte die zwei.

Armande Mercier saß neben seiner Schwester Charisse in der vorletzten Reihe und wartete unruhig, während Charisse andächtig betete. Ihr Kopf war gesenkt, ihre Augen geschlossen und ihre Lippen bewegten sich, doch zweimal, als Armande tief aufseufzte und sich den Hemdkragen lockerte, warf sie ihm einen scharfen Blick zu. Armande blickte zu Saria herüber und dann schnell wieder weg, was untypisch für ihn war, denn er war der wahrscheinlich größte Schürzenjäger weit und breit. Saria fand ihn selbstsüchtig, aber charmant, und er wachte fürsorglich über seine Schwester, der Saria sehr nahestand. Sarias Brüder spendierten Armande oft ein Bier, wenn er in ihre Bar kam; sie hatten Mitleid mit ihm, weil er sich um eine tyrannische Mutter und eine extrem scheue Schwester kümmern musste.

Die zwei älteren Damen weiter hinten waren Saria ebenso bekannt wie der ältere Mann, Amos Jeanmard, der in einer Ecke saß und seinen Spazierstock neben sich stehen hatte. Sie war mit seiner Tochter Danae zur Schule gegangen und kannte auch seinen Sohn Elie, der ein paar Jahre älter war. Sie kannte alle, so wie die anderen sie kannten. Alles Angehörige einer der sieben Familien, die am Rande des Sumpfes lebten, und sie waren immer gute Freunde und Nachbarn gewesen. Saria war in ihren Häusern ein und aus gegangen und zu Gast auf ihren Hochzeiten und Beerdigungen gewesen. Die anderen unterstützten sie, indem sie im Geschäft ihrer Familie ihre Angelausrüstung und ihre Lebensmittel kauften. Viele von ihnen waren Stammkunden in dem kleinen Laden und der Bar, die der Familie Boudreaux gehörten. Doch nun jagten sie ihr Angst ein. Sie war ja sogar schon so weit, dass sie Angst vor ihrer eigenen Familie hatte.

Saria machte das Kreuzzeichen und verließ die Kirche; sie wollte fort sein, ehe Vater Gallagher aus dem Beichtstuhl kam, denn sie wusste nicht, ob sie ihm gegenübertreten konnte, ohne alles zu verraten. Sie fühlte sich unter Druck, ganz aufgewühlt in der Magengegend. Leichtfüßig lief sie die Treppe hinunter und machte sich auf den Weg zum Steg, an dem sie ihr Boot vertäut hatte.

Die Nacht schien ihr noch dunkler zu sein, die Schatten länger und so als ob sie nach ihr haschten, während sie auf den kleinen Wald zueilte, um die Abkürzung zu nehmen. Als sie dem schmalen Pfad durch die dichte Schonung folgte, sträubten sich ihre Nackenhaare, eine Gänsehaut überzog ihre Arme und ihr schauderte. Leise fluchend zögerte Saria, fast hätte sie kehrtgemacht und wäre zu den nebelverhangenen Lichtern der Stadt zurückgelaufen. Doch wie auf Kommando setzte der Regen ein und im Nu hatten die warmen Tropfen sie völlig durchnässt. Der Wolkenbruch trieb Saria tiefer in den Wald, wo das Baumkronendach ihr möglicherweise etwas Schutz bot. Sie eilte über den Pfad, stets wachsam, ob ihr innerer Warnradar auf irgendetwas reagierte.

Plötzlich bewegte sich ein großer Schatten in den Bäumen. Saria schlug das Herz bis zum Hals. Irgendetwas in ihr schien sich zu rühren und für einen kurzen Moment nach außen zu drängen, sodass sie das Gefühl hatte, sich kratzen zu müssen. Ihre Haut spannte

und der Kiefer schmerzte. Auch ihre Hände taten weh. Als sie an sich herunterschaute, sah sie, dass sie zu Fäusten geballt waren und ihre Nägel sich in die Handflächen bohrten. Da hörte sie hinter sich ein leises Schnaufen und ihr wurde eiskalt. Der Fluchtweg zurück zur Stadt war offenbar abgeschnitten. Ihr Puls raste derart, dass er in ihren Ohren dröhnte, und sie rang nach Luft.

Vorsichtig ging Saria weiter auf den Steg zu und zog das Messer aus ihrem Gürtel. Der Griff lag beruhigend in ihrer Hand und sie umklammerte ihn wie einen Talisman. Sie musste doch nicht die eigenen Brüder fürchten, oder? Ihr Mund wurde trocken.

Saria versuchte, auf jedes Geräusch zu hören, während sie weiterging, doch ihr eigener Herzschlag und ihr Keuchen veranstalteten einen so schrecklichen Lärm, dass er alles andere übertönte. Wehende Schleier aus Spanischem Moos schufen eine unheimliche, gespenstische Atmosphäre. Die verdrehten, knorrigen Äste der Bäume ragten wie Geisterhände in die Dunkelheit. Nie hatte sie sich in den Wäldern am Fluss gefürchtet, nie vor Alligatoren oder dem nächtlichen Sumpf Angst gehabt. Sie war stets vorsichtig, wie ihr Vater es sie gelehrt hatte, aber nun hatte sie das kalte Grausen gepackt.

Sie wusste, dass sie nicht rennen durfte, denn das hätte den Jagdinstinkt des Leoparden geweckt, doch unwillkürlich beschleunigte sie ihre Schritte und ging so schnell wie möglich durch den strömenden Regen, ohne tatsächlich zu laufen. Plötzlich hörte sie ein Geräusch wie von einem vorbeifahrenden Güterzug. Dann traf sie etwas von hinten, mit einer solchen Wucht, dass es sich anfühlte, als würden ihre Knochen zermalmt. Ein schweres Gewicht warf sie um und drückte sie so fest in den Boden, dass ihre Hände unter ihr begraben wurden und das Messer, das sie immer noch fest umklammert hielt, völlig nutzlos war. Sie spürte einen heißen Atem im Nacken und spannte kampfbereit die Muskeln an. Doch der Angreifer war viel zu schwer, um ihn einfach abzuschütteln. Sie bekam die Knie nicht angewinkelt, und in dem Moment, in dem sie sich zu wehren begann, bohrten sich Zähne in ihre Schulter.

Saria öffnete den Mund, um zu schreien, schluckte aber nur einen Haufen Dreck. Mit Tränen in den Augen wartete sie auf den Tod. Tatzen fassten sie fest an den Hüften, eine Warnung, sich nicht zu bewegen, deshalb hielt sie ganz still. Dann regte sich nichts mehr, also sah Saria sich ganz langsam um. Der Leopard schob sich vor und brachte seinen Kopf so nah an ihren heran, dass sie ihm direkt in die gelbgrünen Augen sehen konnte. Sein Blick war weit offen und starr, voll Intelligenz – und er warnte sie. Heißer Atem streifte ihre Haut.

Als der große Raubtierkopf immer näher rückte, schauderte Saria. Und als das Maul aufging, schloss sie die Augen, weil diese schrecklichen Zähne sich gleich um ihren Hals schließen würden. Da strich die raue Zunge über ihr Gesicht und leckte ihr die Tränen ab. Saria schnappte nach Luft, dann spürte sie ein Brennen den Rücken hinab, das ihr die Kleider aufschlitzte. Wieder schrie sie und versuchte, den Leoparden abzuschütteln. Doch er bohrte ihr seine Krallen in die Haut und zog vier tiefe Kratzer über ihren Rücken, von den Schulterblättern bis zur Taille.

Ihr war, als erwachte tief in ihr etwas Wildes. Ein Adrenalinstoß rauschte wie eine Droge durch ihre Adern und verlieh ihr Kraft und Energie, eine unglaubliche Stärke. Sie bäumte sich auf und schaffte es, die Beine so weit anzuziehen, dass sie gerade genug Platz hatte, um sich ein wenig zu drehen. Gleichzeitig riss sie das Messer hoch und zielte auf die Halsschlagader des Raubtiers.

Der Leopard riss die Vorderpfote hoch, drückte sie mit seinem schweren Körper zu Boden, packte mit den Fingern, die zu Sarias Entsetzen aus den großen Pranken kamen, nach ihrem Handgelenk und presste ihren Arm zurück in den Matsch. Diese menschliche Hand, die aus dem Leopardkörper wuchs, machte ihr die größte Angst. Das war grotesk und falsch und alles andere als romantisch, wie sie als kleines Mädchen gedacht hatte. Doch gleichzeitig regte sich etwas in ihr, das ihre Angst beiseitefegte und sie zornig aufbegehren ließ.

Wütend starrte sie den Leopard an. Irgendetwas in ihrem Innern war hell empört, dass er es wagte, sie anzufassen. Ihre Haut juckte und der Kiefer tat weh. Ihr ganzer Körper schmerzte, wahrscheinlich wegen des heftigen Stoßes, mit dem das Raubtier sie zu Boden gerissen hatte.

»Mach schon«, stieß sie hervor, und versuchte, nicht zu schluchzen, während sie vor Angst und Zorn bebte. »Tu's einfach.«

Der Leopard hielt sie mit seinen dicken Pranken nieder und ließ seinen Atem wieder über ihren Nacken streifen. Saria schloss die Augen und wartete auf den tödlichen Biss. Anders als die meisten Großkatzen zogen Leoparden es vor, ihre Opfer bei der Kehle zu packen, bis die Beute erstickt war. Zögernd, beinahe widerwillig, gab das große Raubtier sie frei. Sie spähte unter ihren Wimpern hervor und sah, wie es sich langsam aufrichtete, eine leise Tatze nach der anderen, ohne sie auch nur eine Sekunde aus den gelbgrünen Augen zu lassen.

Saria wagte es nicht, sich zu rühren, sie hatte Angst, das Tier erneut zu reizen. Noch lange nachdem es im Nebel verschwunden war, lag sie zitternd am Boden und ließ ihren Tränen freien Lauf. Das Aufsetzen tat sehr weh, ihr Rücken stand in hellen Flammen, doch der Regen linderte den heißen Schmerz. Die Bisswunde an ihrer Schulter blutete. Im Sumpf waren Infektionen lebensbedrohlich. Einen Arzt konnte sie nicht aufsuchen, und wenn sie zur *treateur* ging, der Heilerin bei den Cajuns, was sollte sie dann sagen? Dass sie im Zypressenhain direkt vor der Stadt von einem Leopard angefallen worden sei? Die Frau würde sie ins Irrenhaus schicken.

Saria saß im Regen und lauschte. Die normalen Geräusche der Nacht hatten schon wieder eingesetzt, und was immer sich in ihr geregt hatte, es hatte sich gelegt. Einige lange Minuten blieb sie noch im strömenden Regen sitzen und weinte. Plötzlich krampfte ihr Magen, sie erhob sich mühsam auf Hände und Knie und musste immer wieder würgen.

Sie war eine Boudreaux, von Geburt an hatte man ihr eingebläut, Außenstehenden nicht zu trauen. Ihre Familie hatte Geheimnisse, und sie war von der Welt abgeschnitten. Natürlich konnte sie den Fluss verlassen – aber ein anderes Leben kannte sie nicht. Wo

sollte sie hingehen? An wen konnte man sich wenden? Langsam hob Saria den Kopf und sah sich um.

Dies war ihre Heimat: der wilde Fluss, die Bayous und Seen, die Sümpfe und Marschen. In der Stadt bekam sie keine Luft. Mit dem Ärmel wischte sie sich den Dreck aus dem Gesicht, und die Bewegung jagte eine Stichflamme über ihren Rücken, setzte ihre Schulter in Brand. Wieder spürte sie ihren Magen. Saria unterdrückte ein Schluchzen und schob sich mit zitternder Hand auf die Füße. Sie war erschöpft. Sie stolperte zurück zum Steg, jeder Schritt fiel ihr schwer. Sie sorgte sich, ob der Leopard irgendetwas in ihrem Rücken zerbrochen hatte.

Saria kam nur mit Mühe in die Piroge und holte mehrmals tief Luft, ehe sie nach der Stange griff, mit der sie das Boot abstoßen musste. Bei jeder Bewegung brannten ihre Rückenmuskeln wie Feuer. Als sie das flache Boot vom Steg wegschob, schaute sie zum Hain zurück und ihr Herz setzte einen Schlag lang aus. Rote Augen starrten durch den Nebel. Er beobachtete sie immer noch. Sie lenkte das Boot in die Strömung, ließ sich von ihr flussabwärts tragen und erwiderte den Blick trotzig. Plötzlich verschwanden die roten Augen und für einen Moment sah sie die große Katze in weiten Sprüngen durch die Bäume jagen, in den Sumpf.

Um eher zu Hause zu sein als sie? Glaubte sie wirklich, dass einer ihrer Brüder sie verletzen würde? Dass einer von ihnen ein Serienmörder war? Vor drei Monaten hatte sie eine zweite Leiche gefunden und nun eine dritte. Sie hatte versucht, den Brief selbst abzuschicken, doch er war am Boden ihrer Piroge wieder aufgetaucht, was sie beinahe zu Tode erschreckt hatte. Ihre Brüder waren harte Kerle, allesamt durchaus fähig zu töten, falls nötig. Aber mutwillig? Tötete einer von ihnen zum Spaß? Saria schüttelte den Kopf; sie wollte das nicht für möglich halten. Nur sprach alles dafür ... Vielleicht sollte sie es einfach allen sagen, wenn sie zusammen waren, einfach damit herausplatzen, dass sie Leichen gefunden hatte, dann sah sie es womöglich an den Reaktionen.

Während des restlichen Heimweges schaffte sie es nicht mehr, weiter darüber nachzudenken. Zum Rudern und Staken brauchte man Rückenmuskeln und ihr Körper protestierte bei jeder Regung. Es interessierte sie nicht einmal mehr, ob der Leopard die Abkürzung durch die Sümpfe genommen hatte, um vor ihr zu Hause zu sein. Am Steg lagen mehrere Boote vertäut und Musik schallte über das Wasser. Ein paar Männer standen vor der Bar, doch keiner von ihnen bemerkte Saria, als sie mit ihrer Piroge anlegte.

Die Bar war geöffnet, das hieß, dass zumindest einer ihrer Brüder dort sein musste. Gern hätte sie kurz hineingeschaut, einfach um zu sehen, wer es war, weil derjenige dann aus dem Kreis der Verdächtigen ausgeschlossen werden konnte, doch sie wollte das Risiko nicht eingehen, dass irgendjemand sie sah.

Das Wohnhaus lag versteckt in Bäumen, die es auf drei Seiten umgaben, etwas weiter hinten am Fluss. Früher hatten die Bäume Saria Trost gespendet, als Kind war sie oft hinaufgeklettert und hatte die Welt von oben betrachtet. Nun suchte sie die Äste